



Mutter Funke am Strand von Heiligenhafen: Sie trank vier Dosen Starkbier und schwamm ins Meer

SCHICKSALE

Das bisschen Hoffnung

Das englische Mädchen Madeleine McCann ist seit drei Jahren unauffindbar. Seine Eltern glauben, dass es lebt. In Deutschland suchen zwei Familien seit Jahrzehnten nach ihren Kindern, die plötzlich weg waren. Die Hoffnung hält sie am Leben – oder vom Leben ab. *Von Takis Würger*

Vor 14 Jahren verschwand der Sinn aus Dagmar Funkes Leben, ihre Tochter Deborah ging zur Schule und blieb fort. Ein blondes Mädchen mit Pagenhaarschnitt, acht Jahre alt, rote Jacke, keine Spur. Dagmar Funke, 49 Jahre alt, geflochtene Haare, müde blaue Augen, steht am Strand von Heiligenhafen an der Ostsee und deutet in die Bucht. „Da bin ich rein“, sagt sie. Sie schluckte Schmerz- und Schlaftabletten, trank vier Dosen Starkbier und schwamm ins Meer. Als das Wasser tief war, legte sie sich auf

den Rücken und schloss die Augen. In ihrem letzten Moment wollte sie an ihre Tochter denken.

22 Jahre nachdem ihr Sohn Felix verschwunden war, schrieben Lenore und Eberhard Tschök einen Brief an Gerhard Schröder. Sie baten ihn, Wladimir Putin zu fragen, was aus ihrem Sohn geworden ist. Putin müsse das wissen, glaubte das Ehepaar Tschök, zum Zeitpunkt der Entführung war er schließlich Offizier des sowjetischen Geheimdienstes in Dresden gewesen. Als Gerhard Schröder in Dres-

den seine Biografie signierte, stellte sich Lenore Tschök in die Schlange. Sie reichte Schröder den Brief und sagte: „Ich habe ein persönliches Anliegen an Sie.“ Gerhard Schröder nickte und steckte den Umschlag in die Innentasche seines Sakkos. „Sie hören von mir“, sagte er.

Auch Gerry und Kate McCann aus England vermissen ein Kind: Madeleine, genannt Maddy. Das Mädchen, damals drei Jahre alt, verschwand aus einer Ferienwohnung in Portugal. Die Polizei suchte auf 30 Quadratkilometern, mit zwei Hub-



MARTINUT SCHWARZBRACH / ARGUS

Vor 14 Jahren lebten Dagmar Funke und ihr Mann Jürgen in Düsseldorf mit Deborah und ihrer 15-jährigen Schwester Anita. Es war ein Dienstag, der 13. Februar 1996, Dagmar Funke stand früh auf, sie arbeitete in einer Saftbar. Sie ging leise in Deborahs Kinderzimmer und streichelte ihrer Tochter über die Haare, anschließend fuhr sie zur Arbeit und presste Orangen. Als sie mittags nach Hause kam, lief Anita ihr entgegen. „Debbie ist nicht da“, sagte sie.

Dagmar Funke telefonierte die Klassenliste durch. Nichts. Sie wählte 110. Dann kam ihr Mann nach Hause, blass, auf seiner Stirn stand Schweiß.

Jürgen lernte Dagmar kennen, als Deborah noch krabbelte. Er fütterte das Mädchen und half ihm beim Laufenlernen. Es nannte ihn Papa.

Als Deborah an diesem Mittag wegblieb, ging er zur Grundschule. 900 Meter, knapp elf Minuten zu Fuß. Er fand nichts. Er lief die Straße zurück, schneller, nahm einen anderen Weg, rannte. Jürgen Funke schaute in Büsche, in Mülltonnen, in den Bach hinter der Schule. Dagmar Funke wartete neben dem Telefon. „Es gab für mich keinen Tag und keine Nacht mehr“, sagt sie, „nur noch Angst.“

Nachts gingen Dagmar und Jürgen Funke in Deborahs Zimmer. Die Decke lag gefaltet auf der Matratze. Dagmar Funke drückte ihren Kopf in die Kissen, sie wollte ihre Tochter riechen. Jürgen Funke stand vor dem leeren Bett und weinte.

Morgens riefen Journalisten an. Jürgen Funke mochte die „Bild“-Zeitung nicht, aber er hoffte, dass sie ein Foto von Deborah auf die Titelseite drucken würde. Einmal waren drei Kamerteams in der Wohnung. Ein Reporter aus Hamburg

zeigte Dagmar Funke Bilder von fremden Mädchen, die ihre Beine spreizten. Ob sie ihre Tochter darauf erkenne, fragte er. Danach spritzte ihr ein Arzt Valium.

Psychologen und Seelsorger sagen, Eltern erleben das Verschwinden eines Kindes wie eine Amputation bei vollem Bewusstsein. Was bleibt, ist ein Schmerz, der unerträglich wird, weil die Eltern nichts tun können. Nur warten. Jedes Gespräch mit einem Journalisten gibt den Eltern das Gefühl, aktiv zu sein. Jedes abgelehnte Interview empfinden sie als Verrat an ihrem Kind.

Gerry und Kate McCann bekamen kurz nach Madeleines Verschwinden Unterstützung von einer Sprecherin der britischen Regierung, später kümmerte sich ein PR-Berater um Fernsehauftritte und stand bei Interviews daneben. Wenn eine Frage an die McCanns zu privat war, schritt der PR-Berater ein.

Wenn eine Frage an die Funks zu privat war, antwortete Dagmar Funke. In der übrigen Zeit saß sie neben dem Telefon oder im Kinderzimmer und streichelte den Kopf von Deborahs Hamster Rosie. Dagmar Funke schlief nicht. Sie aß nicht. „Ich brauchte nur Hackfleisch sehen, da dachte ich schon, Debbie haben sie durch den Fleischwolf gedreht“, sagt sie. Die Ärzte spritzten mehr Valium.

Die „Bild“-Zeitung schrieb eine Geschichte über Deborah, Jürgen Funke war froh darüber. Nach drei Wochen ging er wieder in die Klinik, in der er als Krankenpfleger arbeitete. Nach vier Wochen ging Dagmar Funke morgens ins Kinderzimmer und sah Rosie, den Hamster, er war tot. Abends kam Jürgen Funke nach Hause und fand seine Frau in Deborahs

schraubern, vier Schiffen und Jeeps. Laboranten prüften 257 Haarproben. Der britische Premierminister Gordon Brown und der Fußballprofi David Beckham halfen. Der Papst empfing die Eltern zu einer Audienz. Niemand fand Madeleine. Heute jährt sich ihr Verschwinden das dritte Mal. Die Staatsanwaltschaft ermittelt nicht mehr. Die McCanns suchen weiter.

Madeleine ist zum Gesicht der verschwundenen Kinder geworden. 434 Jungen und Mädchen gelten in Deutschland als vermisst. Kinder wie Deborah aus Düsseldorf und Felix aus Dresden. Das Leiden der Eltern ist privater als bei den McCanns. Aber die Leben, die sie führen, ähneln sich. Es ist ein Leben aus Suche und Hoffnung. Manche hält diese Hoffnung am Leben, andere hält sie vom Leben ab.

Die Wasserschutzpolizei zog Dagmar Funke damals aus der Ostsee. „Gerettet“, sagt sie, „gezwungen weiterzumachen.“ Sie öffnet die Tür zu einer Holzlaube in ihrem Kleingarten, davor steht ein Birnbaum. In ihren Garten kommt Dagmar Funke oft, wenn es ihr schlechtgeht.



GETTY IMAGES

Ehepaar McCann in Marokko 2007: Aus Opfern werden Verdächtige



HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

Vater Funke: „Ich habe eine Parallelwelt geschaffen“

Kleiderschrank. Sie hatte Schlaftabletten geschluckt, aber sie atmete.

Jürgen Funke, inzwischen 47 Jahre alt, sitzt in seinem Garten in Neuss unter einem Kirschbaum. Vor ihm steht eine Tasse kalter Kaffee. Funke erzählt seit Stunden, er hat keinen Schluck getrunken.

„Der Hamster war für Dagmar eine Verbindung zu Debbie“, sagt er. Funke fuhr seine Frau in die Psychiatrie. Die Ärzte untersuchten ihre Reflexe, das Blut, den Urin, sie machten einen Schwangerschaftstest, das Ergebnis war positiv.

„Als Debbie verschwand, hatte ich das Gefühl, ich sei in eine Brandung geraten und werde von den Wellen unter Wasser gedrückt“, sagt Funke.

Lucie kam im Dezember 1996. Ein Jahr später gebar Dagmar Funke eine weitere Tochter, Nora.

„Anita ist irgendwie hinten runtergefallen“, sagt Jürgen Funke. Anita fühlte sich schuldig. Sie verachtete die Journalisten, die so häufig in der Küche saßen, sie fand es seltsam, dass es den Eltern gutging, obwohl doch alles schlecht war.

Im Oktober 1999 lag Jürgen Funke abends auf dem Sofa und sah fern. Seine Frau war mit Lucie und Nora in Südfrankreich, in Avignon. Jemand klingelte an der Tür. Nachbarn hatten Anita gefunden, auf ihrem Dachboden. Sie hatte sich ein Springseil um den Hals geknotet. Anita hinterließ keinen Abschiedsbrief.

Jürgen Funke fuhr die Nacht durch, morgens parkte er auf dem Hof des Ferienhauses in Avignon. Dagmar Funke sah ihren Mann durch die Terrassentür.

Ist Debbie da?, fragte sie.

Dagmar, setz dich mal bitte, sagte er.

Was ist los?

Anita ist tot.

Wieder in Düsseldorf betäubte Dagmar Funke sich mit Elephant Beer, 7,5 Prozent

Alkohol, aß und erbrach sich. Sie suchte in Zeitungen nach Artikeln über verschwundene Kinder. Bei jeder Meldung hoffte sie, dass es nicht um Deborah ging. Manchmal hoffte sie auch das Gegenteil. Sie wartete auf eine Nachricht, die Gewissheit gibt. Anita hatte ein Grab, Deborah war einfach weg.

Jürgen verbot ihr den Alkohol. Dagmar sagte: „Du verstehst mich nicht mehr.“ Beide wünschten sich jemanden, der sie festhält. „Jeder erwartete von dem anderen, dass er einem hilft“, sagt Jürgen.

Dagmar sagte zu Jürgen: „Wenn wir nicht nach Düsseldorf gezogen wären, wäre Debbie noch bei uns.“ Jürgen ging zu einer Psychologin, Dagmar ging nach Heiligenhafen. Sie lebt dort noch immer.

Die Trennungsquote von Eltern, deren Kind entführt wurde, ist hoch. Oft schei-

Ist Debbie da? – Setz dich mal bitte, sagte

er. – Was ist los? – Anita ist tot.

tern die Beziehungen an Schuldzuweisungen, sagen Psychologen. Die Menschen suchen den Fehler bei sich selbst, und wenn sie ihn nicht finden oder nicht finden wollen, suchen sie bei ihrem Partner.

Seine Psychologin zeigte Jürgen Funke, wie er mit seiner Trauer umgehen kann. Er schaffte es, die Erinnerungen an Deborah in eine Kammer zu bannen und abzuschließen.

Eltern wie Dagmar und Jürgen Funke können ihr Kind nicht begraben, aber sie müssen es trotzdem gehenlassen. Darum geht es in den Therapien. Manche legen danach eine Gedenktafel in ihren Garten, wenige stellen einen Grabstein auf.

Jürgen Funke erzog Lucie und Nora allein, er arbeitete, kochte. Aber er merkte, dass es Menschen gab, die ihn anders ansahen als früher. Einmal, bei einem Som-

merfest, sagte ein Nachbar: „Ihr habt doch eure Tochter verschwinden lassen, um ins Fernsehen zu kommen.“

Gerry und Kate McCann, die Eltern von Madeleine, wurden erst unterstützt, später wurden sie zu Verdächtigen. Es sind immer dieselben Muster. Jürgen Funke sagt: „Ich glaube, das liegt daran, dass die Menschen nur bis zu einem gewissen Punkt bereit sind mitzuleiden, irgendwann wird es zu viel.“ Funke hat den Fall von Madeleine im Fernsehen verfolgt. Er versteht, dass die McCanns Öffentlichkeit suchten. „Das ist ein Aufschrei, man möchte, dass allen bewusst wird, dass die Maddy weg ist – oder die Debbie.“

Es ist Abend geworden, in Funks Augenwinkeln klebt das Salz von Tränen. Er sitzt in seinem Wohnzimmer und schlägt ein Fotoalbum auf. „Es war einmal“ steht auf der ersten Doppelseite, die Bilder zeigen sein altes Leben. „Ich habe eine Parallelwelt geschaffen. Debbie, Anita und Dagmar sind nicht da im Alltag“, sagt Jürgen Funke. Auf der Fensterbank stehen Fotos von Lucie und Nora, ein Foto von Deborah steht dort nicht.

Es gibt Eltern, die versuchen zu vergessen, und es gibt Eltern, die es mit dem Gegenteil versuchen. Dazwischen, sagen die Psychologen, gibt es keinen Weg.

Lenore und Eberhard Tschök glauben, dass sowjetische Soldaten ihren Sohn Felix gestohlen haben, als er fünf Monate alt war, und sie glauben, dass der KGB die Ermittlungen behindert hat, damals vor 25 Jahren.

Lenore, 49, und Eberhard Tschök, 53, sitzen auf einem cremefarbenen Sofa in ihrer Wohnung in Dresden, zwischen ihnen liegt ein Ordner, auf dem mit schwarzem Filzstift „Felix“ geschrieben steht.

Am 28. Dezember 1984 fuhren Lenore und Eberhard Tschök ins Centrum-Waren-

haus. Sie zogen Felix selbstgestrickte Socken an und legten ihn in den braunen Kinderwagen mit Cordbezug. Im Centrum-Warenhaus stellten sie den

Kinderwagen neben den Eingang, der Vater zog ein Seil Schloss durch die Räder, sie ließen ihren Sohn im Wagen und gingen einkaufen. „Das war normal in der DDR, dass man seinen Sohn im Kinderwagen liegenlässt“, sagt Lenore Tschök. Nach 20 Minuten kamen die Eltern zurück. Felix war weg.

Die Tschöks riefen die Polizei. Am nächsten Morgen wollte Lenore Tschök nichts essen, auch ihr Mann hatte keinen Hunger, die beiden frühstückten trotzdem. Eine Woche später ging Eberhard Tschök wieder zur Arbeit, Lenore Tschök schrieb ihre Diplomarbeit in Ökonomie. „Wir haben einfach funktioniert. Solange Hoffnung da ist, geht das“, sagt sie. Sie haben dann 25 Jahre einfach funktioniert.

Lenore Tschök legte die Strampelanzüge von Felix in den Schrank; die Baby-nahrung warf sie in den Müll.



Eltern Tschök: „Herr Putin, bitte helfen Sie uns“

Im Februar 1986 stellte die Volkspolizei ihre Suche ein. Lenore Tschök steckte die Zeitungsausschnitte über das Verschwinden in eine Kiste und stellte sie in einen Schrank. Über ihren Sohn sprachen die Eltern nicht mehr. „Ich dachte, wenn ich anfangs, darüber zu reden, verderbe ich die Stimmung“, sagt Eberhard Tschök.

Er hebt sich ein Stück Blechkuchen auf den Teller, teilt es in drei Teile und gabelt sie nacheinander auf. Die Bewegungen sind schnell und präzise, als würde er einen Befehl vollstrecken. Eberhard Tschök kaut nicht, er isst den Kuchen in wenigen Sekunden. „Wir haben uns Härte verordnet“, sagt er.

1986 kam Sohn Fabian, zwei Jahre später kam Tochter Nadja, zwei Jahre später die Wende. Von Felix erzählten die Eltern ihren Kindern nichts. Jedes Mal wenn die Tschöks eine Autotür knallen hörten, zuckten sie zusammen und dachten: Das ist das Auto der Polizei, die bringen uns unseren Felix. „Das kann auch heute noch vorkommen“, sagt Lenore Tschök.

Menschen, die unter posttraumatischen Belastungsstörungen leiden, reagieren häufig auf solche Schlüsselreize. Es kann ein Geruch sein, ein Gegenstand oder das Geräusch einer zuknallenden Autotür. Der Schlüsselreiz führt zu einem Erinnerungsschub, die Betroffenen erleben die Vergangenheit als Gegenwart.

Im Sommer 1998 lagen Lenore und Eberhard nach dem Mittagsschlaf im Bett. Eberhard Tschök sagte: „Jetzt ist der Kerl 14, und am Ende jagt der Putin ihn nach Tschetschenien.“

Die Tschöks gingen aufs Polizeirevier. Lenore Tschök sagte: „Wir möchten eine Vermisstenanzeige aufgeben.“

Wen vermissen Sie denn?

„Unseren Sohn Felix“, sagte Lenore Tschök.

Und seit wann?

„Seit 14 Jahren.“

Weihnachten 1998 saßen sie mit den Kindern unterm Christbaum. „Wir müssen euch was sagen“, sagte Lenore Tschök, „ihr habt noch einen großen Bruder, Felix, den hat man uns gemaust.“

Ermittler der Mordkommission lasen die Akten aus den Achtzigern. Sie erfuhren, dass neun Tage nachdem Felix verschwand, in Dresden ein Junge in einem Pappkarton gefunden wurde. Der Karton stammte aus der sowjetischen Kaserne. Das Kind reagierte nicht auf deutsche Sprache, aber auf Russisch. Das Findelkind hatte Blutgruppe B, doch an seinem Schnuller wurde auch Speichel gefunden, der sich der Blutgruppe A zuordnen ließ. Felix Tschök hat Blutgruppe A. Zeugen

Wir vermissen unseren Sohn. – Seit wann?,

fragte der Polizist. – Seit 14 Jahren.

hatten in der Nähe des Fundorts einen Fremden mit einem Pappkarton beobachtet. Sie zeichneten ein Phantombild: ein Mann, Mitte dreißig, Filzhut mit Krempe. Polizisten erkannten Risatdin Sultanow, er arbeitete als Buchhalter in der Dresdner Armee-Handelsorganisation. In den Akten steht, dass die Volkspolizei 1985 versucht hat, in der sowjetischen Kaserne zu ermitteln, aber ein sowjetischer Militärstaatsanwalt ließ das nicht zu.

Lenore und Eberhard Tschök denken, dass Felix das Opfer eines Kindertauschs wurde. Er lebt, sagen sie, in Russland.

Lenore und Eberhard Tschök glauben, dass Wladimir Putin, der Ministerpräsident Russlands, weiß, wer Felix mitgenommen hat. Putin war Offizier des KGB in Dresden, als der Junge verschwand. Im Oktober 2006 trafen sich Angela Merkel

und Wladimir Putin in Dresden zum Petersburger Dialog. Vorn am Absperrgitter standen Lenore und Eberhard Tschök. Sie hielten ein Bettlaken, auf das sie mit Textilmarker geschrieben hatten: „Herr Putin, bitte helfen Sie uns.“

Psychologen wissen, dass sich Eltern verschwundener Kinder an Theorien klammern, die sonst niemand glaubt. Was die Fakten nicht hergeben, ergänzt die Phantasie. Viele vermuten ihr Kind im Kerker eines Verrückten. Die McCanns setzen ihre Hoffnung auf Privatdetektive, die Tschöks auf Wladimir Putin.

Ende 2006 signierte Gerhard Schröder sein Buch in Dresden, Lenore Tschök gab ihm den Brief. Ein Mitarbeiter aus Schröders Büro schrieb zurück, dass der ehemalige Bundeskanzler nicht helfen könne.

„Viele Freunde sagen, dass ist furchtbar, weil das immer noch ungeklärt ist“, sagt Lenore Tschök, „Ich sag, das bisschen Hoffnung ist doch schön.“

Lenore und Eberhard Tschök sind seit 28 Jahren verheiratet. Am Nachmittag hat Lenore Tschök gesagt, dass ihre Ehe vielleicht funktioniert, weil sie etwas haben, das sie zusammenhält. „Ob unsere Hoffnung das gewisse Elixier ist?“, fragte sie. „Nein“, sagte Eberhard Tschök.

Es ist Abend geworden, das Ehepaar Tschök hat seine Geschichte erzählt wie einen Dokumentarfilm. Lenore Tschök sagt: „Ich sehe das mit Felix auch positiv. Es zeigt, was wir alles schaffen können.“ Eberhard Tschök sitzt daneben, wie ins Sofa geschraubt, und beißt sich auf die Lippe. Im Treppenhaus schlägt eine Tür.

Dagmar Funke hat nie überlegt, ob das Verschwinden ihrer Tochter Deborah eine gute Seite haben könnte. Sie war damit beschäftigt, die bösen Gedanken einzumauern. Das haben ihr die Psychologen in der Klinik geraten, sie solle Kraft schöpfen aus Erinnerungen an ihre Tochter. Aber mit den Erinnerungen kommt die Hoffnung zurück.

Wenn sie im Garten Unkraut jätet, erscheint ihre Tochter Deborah manchmal zu Besuch, ein achtjähriges Mädchen mit Pagenhaarschnitt. An guten Tagen redet Deborah mit ihrer Mutter und lacht, aber häufig ruft sie um Hilfe. Oder sie liegt am Boden, nackt, dann reißen ihr Männer die Beine aus.

Psychologen nennen diese Tagträume Flashbacks. Bei Lenore und Eberhard Tschök knallen die Autotüren. Dagmar Funke weiß nicht, was einen Flashback bei ihr auslöst. „Manchmal denke ich, dass ich es selber bin“, sagt sie.

Die Ärzte haben ihr scharfe Chilischoten empfohlen. In die soll sie beißen, wenn sie ihre Tochter sieht. Der Schmerz hole sie dann zurück in die Wirklichkeit, haben die Ärzte gesagt.